

Ernst von Wolzogen

Die indische Sklavin



Als Vorlage diente:
Ernst von Wolzogen
Die indische Sklavin
aus: Ernst von Wolzogen, Geschichten von lieben, süßen Mädeln, Novellen
F. Fontane & Co., Berlin, Sechste Auflage 1906., S. 49-67.

ngiyaw eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2008 Peter M. Sporer für *ngiyaw* eBooks.
Földvári u. 18, H – 5093 Vezseny (ebooks@ngiyaw-ebooks.de).

Gesetzt in der Baskerville Book.

Ernst von Wolzogen
Die indische Sklavin

»*Evoë Bakche!*« und Cymbelschlag und Tyrsuschwingen. Ein Zug Bacchantinnen tollt vorüber, üppige Gestalten in bunten leichten Gewändern, Leoparden- und Pantherfelle um Schultern und Hüften geworfen; und dann römische Krieger in glänzenden Rüstungen, die mit den kurzen Schwertern an die Schilde schlagen und »*Macte imperator!*« brüllen. Und dann der fette Kaiser selbst auf dem zweirädrigen Triumphwagen, von vier prächtigen Schimmeln gezogen, der ganze Wagen gleißend Gold, gebuckelt und geziert mit reichem Bildwerk, und der fette Cäsar stark dekolletiert, mit der Miene eines selbstzufriedenen Charakterspielers von

altem Ruhme, der, schon abgeschminkt, noch einmal vor die Rampe gejubelt wird. Und hinter dem kaiserlichen Triumphwagen die Schar der Kriegsgefangenen, besiegte Könige und Häuptlinge in Ketten, Abgesandte, die mit reichen Geschenken beladen den Sieger zur Milde stimmen wollen, kostbare Kriegsbeute, von Männern über Speere gelegt auf den Schultern dahergetragen oder in Wagen mitgeführt. Und zuletzt die indische Königstochter, umgeben von einem Kranze der schönsten Mädchen ihres Landes, als Geschenke für die Günstlinge des Hofes nach Rom mitgeführt. Hoch oben auf dem terrassenförmig ansteigenden Wagen steht die düster blickende Prinzessin, mit den weißen Armen im Rücken an einen vergoldeten Pfahl gekettet, und die schönen braunen Töchter der Sonne lagern und kauern um sie herum, mit leichten goldenen Ketten wie zum Schmuck gefesselt, in zarten weißen Gewändern, Blumenkränze im dunklen Haar.

Es ist ein berauschendes Bild, ein Chaos von Gestalten, Farben und Klängen, wie der glänzende Zug die breite Freitreppe zum Tempel hin-

aufsteigt, nur in der Mitte eine Gasse freilassend für den Imperator mit seinem Gefolge von Feldherrn und Priestern, die auf dem Altar auf dem obersten Treppenabsatz vor allem Volke das feierliche Dankopfer vollziehen sollen. Und wie der Oberpriester das Messer zückt nach dem Nacken des weißen Opferstiers, da bricht die Sonne durch das Gewölk und entzündet ein blendendes Feuerwerk auf all' dem blanken Metall der Waffen und Rüstungen und Prunkgefäße, und von all' den Gewändern geht ein Leuchten aus, scharf schneidend in Gelb und Hellgrün, weich schmeichelnd in Purpur, Violett, Rostbraun und Dunkelblau, freudig verklärt in reinem Weiß und Himmelblau. Und die Zuschauer auf den Tribünen rufen Ah! und Oh! und applaudieren das lebende Bild wie im Theater.

Es ist die nordische Frühlingssonne, die an dem kühlen, regendrohenden Maiabend durch das Gewölk bricht, wie magnetisch angezogen von solch kühnem Einbruch wildfremder bunter Scharen in diese Nebelzone — und es sind die oberen Zehntausend von Berlin W., die in Cylin-

dern und hellen Glacés, in neuen Frühlingstoiletten und Lackschuhen dem herrlichen Augenschmause, den die Schüler der Akademie ihnen bereitet haben, ihren wohlwollenden Beifall spenden.

Eine halbe Stunde später, und der Himmel von Moabit glüht im Abendrot, die elektrischen Bogenlampen flammen auf, Militärkapellen lassen ihre nichts weniger als klassischen Weisen schmettern, und die kostümierten Akteure des kaiserlichen Triumphzuges mischen sich unter das Publikum und machen sich mit Feuereifer an die Aufgabe, ihren Gästen die Taschen zu leeren durch allerlei künstlerischen Ulk, mehr aber noch durch tingeltangelhafte Darbietungen. Sie selbst zerstören die schöne, üppige Welt, die sie für ein paar Stunden aus dem Sandboden des nassen Dreiecks gestampft haben, und wenn hier und da künstlerischer Geschmack und lebenswürdiger Humor noch einen echten Fetzen von dem herrlichen Bilde antiker Festfreude in das lärmende Jahrmakttreiben hinüber zu retten versucht, so wird er erbarmungslos unter die Füße getreten von dem sogenannten Berliner

Witz, von jener traurigen Unfähigkeit des Spree-Atheners, sich jemals seiner selbst zu entäußern, seine Seele naiv hinzugeben an den Rausch der schönen Stunde.

Ich winde mich mißmutig durch das Gewühl dem nächsten Ausgang zu. Das Fest ist mir verdorben durch diese beleidigend stillose Haltung der Zuschauer, ich schäme mich meiner neuen grauen Frühjahrschase und meines Regenschirmes unter diesen bunten, prächtigen Gestalten, ich schäme mich vor dem sich wie toll gebärdenden Bürschchen, das sich die Mühe gemacht hat, sich von oben bis unten schwarz anzustreichen, und vor diesen bloßarmigen Mädchen, welche die kühle Abendluft und den sicheren Katarrh des morgigen Tages lachend verachten. Aber es scheint mir, ich bin der einzige, der so seine Stillosigkeit beschämt wie eine unanständige Blöße empfindet; das andere Volk fühlt sich im Gegenteil im Besitze seiner teuer bezahlten Eintrittskarte offenbar Herr im Hause und die Künstler schaut es an, wie die Jahrmarktsgaucker, die sich dafür bezahlen lassen, ihm einen Spaß vorzumachen. Wohl frisierte Leute in blen-

dend weißen steifen Stehkragen und elegante Damen, die auch an Wochentagen mit Pariser Hüten und seidenen Strümpfen einhergehen, die geben sich nicht dazu her, sich mit Fettschminke anzustreichen und auf dem Kopfe zu stehen. Würdeloses Volk, diese armen Teufel von Künstlern mit ihren Mädchen — äh, bäh! — man wirft ihnen kleine Münze auf den Sammelsteller, und morgen geht man in den Wintergarten oder ins Centraltheater.

Mich aber faßte ein Mitleid mit dem tollen Völkchen, das seine begeisterte Feiertagsfreude diesem geschniegelten Pöbel feilbietet und mit diesem Pöbel selbst, der niemals auf dem Kopfe stehen kann und mag, weil bei ihm alle Seelenkräfte nach unten gravitieren und das träge Blut ihm alsbald aus der Nase fließen würde, wenn es einmal versuchen wollte, sich die Welt anders herum zu betrachten. —

Da, wie ich mich so langsam vorwärts schiebe dem Ausgang zu, zupft mich etwas am Aermel, ich wende mich um und schaue in ein Paar strahlende, große, braune Augen. Die Augen leuchten voll Seligkeit und Übermut aus dem blaß-

braunen Gesichtchen und unter dem Gekraus schwarzer Locken auf der glatten, niedern Stirne hervor. Bunte Perlenschnüre hat sie im Haar, die schöne kleine indische Sklavin, eine goldene Kette verbindet ihre nackten, braunen Arme und das ganze geschmeidige Körperchen ist kunstlos in ein Stück weißes Zeug gewickelt, rauhfädig und von losem Gewebe. Von der linken Schulter ist das Gewand tief herabgeglitten und auch die zarte Rundung der jugendlichen Brüste bietet sich eben noch den Blicken dar. Das Kettchen klirrt, wie sie die Arme hebt, um mir ihren Blumenkorb entgegenzustrecken, ihre weichen Lippen spitzen sich wie zum Kusse und feucht schimmern weiße, kleine Zähne daraus hervor.

»Kauf Blumen, Herr, Lotosblumen vom heiligen Ganges, Magnolien und Narzissen; kaufe mir was ab, guter Herr, es ist für meine Aussteuer; wenn ich 10,000 Sesterzien beisammen habe, will mich der schöne Myron heiraten, der freigelassene Kytharist des reichen Ritters Publius Sempronius Arabs.«

Ich wählte mir einige Blüten aus ihrem Körbchen und drückte eine Münze in das offen hingehaltene, schon etwas schmuddliche Händchen. »Du schönes Hindukind, Dich habe ich schon gesehen,« sagte ich, »warst Du nicht auf dem Wagen der indischen Königstochter? Du saßest dicht neben ihr hingekauert, die Arme um die Knie geschlungen, und versuchtest ein Gesicht zu machen, düster wie die tragische Muse, als sie noch nicht konfirmiert war.« Und dann legte ich meine Finger leicht um ihren Arm oberhalb der goldenen Handschellen, versuchte ihr tief in die Augen zu sehen und flüsterte ihr zu: »Du süßes Mädchel Du, weißt Du, daß Du viel schöner bist als Deine Prinzessin?«

»Na – Du – nicht anfassen!« lachte sie, machte sich ungeduldig von mir los und schlängelte sich geschmeidig wie eine Katze in das Gewühl hinein.

Ich stand eine Weile und starrte ihr nach. Und dann, als ich sie aus den Augen verloren hatte, machte ich kehrt und folgte ihr, mir rücksichtslos mit beiden Ellbogen einen Weg bahrend. Da war sie wieder! Sie steckte eben einem

fetten, schafig dreinschauenden Börsenmann eine Blume ins Knopfloch. Der sagte zu ihr — ich konnte gerade die letzten Worte verstehen —: »Na, wie ist's denn, Kleene? Wollen wir nich auf der Terrasse miteinander soupieren? Wat kann det schlechte geben nutzen?«

Sie setzte ihren rechten Daumen auf ihre Rasenspitze und ätschte ihm ins Gesicht, dann drückte sie sich an ihm vorbei und — weg war sie. Es gelang mir mit einiger Mühe, sie einzuholen.

Ich berührte sie am Ellbogen und raunte ihr zu: »Du süße Braune, sei mir gut, hörst Du, heut' abend bloß! Es dauert ja doch noch lange, bis Du die 10,000 Sesterzien beisammen hast und dann — wie schon die Freigelassenen sind — wer weiß, ob aus der Geschichte mit Myron was wird. Ich hätte Lust, diesen Myron umzubringen.«

»Myron? was für einen Myron?« erwiderte sie, erstaunt zu mir aufblickend, und ein verlorenes Lächeln zauberte reizende Grübchen auf ihre Wangen. »Ach so, jetzt weiß ich schon. Den hatte ich, weiß Brahma, schon vergessen. Aber

schau, mein Korb ist leer, ich habe gute Geschäfte gemacht. Jetzt möchte ich tanzen.«

»Ja, komm, laß uns tanzen.«

Und wir tanzten. Walzer und Polka und Mazurkas ganz stilwidrig, aber wir tanzten mit glühender, atemloser Begeisterung. Ein Herr in neuer, grauer Sommerhose und langem Gehrock mit der braunen, gefesselten Sklavin — ein dummes Bild, eine Karrikatur! Aber die gleiche trunkene Selbstvergessenheit machte uns einander ähnlich; wir waren doch ein Paar, das zusammen gehörte. Ich drückte die leichte, biegsame Gestalt fest an mich. Sie hatte nichts auf dem Leibe, außer der Wäsche, als dieses vielfaltige Gewand. Ich fühlte ihr Herz an meiner Brust klopfen, wenn ich sie im Gedränge des Tanzes an mich preßte. Sie war unersättlich. Wenn ein Tanz zu Ende war, hing sie schwer atmend an meinem Arm und kreuzte ihre Hände auf der heftig wogenden Brust, aber sobald die Musik wieder einsetzte, legte sie ihren Kopf auf meinen Arm, daß die dunklen Haare mich umwallten, und flüsterte mir ungeduldig zu: »Komm rasch

— fang an — ich bin gar nicht müde. — Ach, wie schön!«

Ich hatte keinen trockenen Faden mehr am Leibe und keinen Atem mehr in der Brust, mir wirbelte der Kopf und der heiße, staubige Brodem des Tanzsaales drohte mich zu ersticken. Ich zog sie mit sanfter Gewalt hinaus. Wir wandelten Arm in Arm um das nasse Dreieck herum und sogen sprachlos die frische, kühle Nachtluft ein, und dann setzten wir uns auf eine Bank im Gebüsch und ich knüpfte ihr die aufgelösten Sandalenbänder, über die sie schon ein paarmal gestolpert war, wieder fest, und dann riß ich sie an mich und küßte sie wild auf die bebenden, feuchten Lippen. Es war uns beiden ganz gleich, ob uns etwa jemand sah; allein sein war ja doch unmöglich bei der Fülle der Menschen; aber daß wir uns küssen mußten, das stand für uns beide fest — darüber brauchten wir keine Worte zu verlieren.

Plötzlich machte sie sich los und frug, ein bißchen schuldbewußt, nach der Zeit. Sie stieß einen erschrockenen, kleinen Schrei aus als sie hörte, daß es schon zehn vorbei sei und dann

zog sie mich hastig mit sich fort: wir müßten ihre Leute suchen.

Ihre Leute, das waren ihre zwei Schwestern und deren Freunde, ein junger Künstler, der bei ihnen im Hause wohnte und durch den sie zur Teilnahme an dem Feste aufgefordert worden waren, sowie ein alter Herr, ein Zeichenlehrer, der auch als römischer Veteran mitgethan hatte und ein entfernter Verwandter der Schwestern war. Und nun erzählte sie mir von allen ihren Verhältnissen.

Sie waren ihrer drei Schwestern, die mit der Mutter zusammen weit draußen im Osten drei Treppen hoch im Hinterhaus wohnten. Sie selbst war Lehrerin an einer Volksschule in jener Gegend, bei der auch der Onkel Zeichenlehrer angestellt war, die zweite Schwester war Buchhalterin und die dritte lernte in einem Putzgeschäft. Sie waren vom Main gebürtig, lebten aber schon seit einer Reihe von Jahren in Berlin. Sie selbst war die einzige, die sich einen Anklang des heimatlichen Dialekts bewahrt hatte. Die beiden Schwestern waren schon fast ganz Berlinerrinnen geworden, worüber meine Inderin recht

betrübt war, denn sie hatte eine heftige ästhetische Abneigung gegen die Berliner Sprache und das ihr anhaftende Wesen. Es dauerte lange, bis wir endlich die beiden Schwestern mit ihren Herren, dem Onkel und dem jungen Künstler, gefunden hatten. Sie saßen beim Nachtessen und wir gesellten uns zu ihnen und ließen es uns wohl sein bei dem besten, was die Speisekarte noch hergab. Ich bemerkte wohl, wie die beiden anderen Paare mit einigem Neid uns auf die Teller sahen, und so ließ ich, um die Stimmung auszugleichen, Schaumwein kommen. Unter seiner Einwirkung wurde die zweite Schwester, ein etwas plumpes Mädchen mit einem gutmütigen Vollmondgesicht, in dessen Mittelpunkt eine komische Stumpfnase saß, bald etwas lärmend und gewöhnlich, während die Jüngste, ein recht hübsches Ding, immer grundloser kicherte und alberte und den jungen Maler offenbar äußerst witzig fand, weil er sie von Zeit zu Zeit in das magere Ärmchen kniff. Der Zeichenlehrer hatte sich eine Havanna für zehn Pfennig geben lassen, welche er mit einer dem Gegenstande entsprechenden Würde rauchte. Außer einigen

nicht ganz zutreffenden Bemerkungen über die Eigenschaften moussierender Weine und den Unterschied zwischen deutschen und französischen Produkten, welche ihn unserer kleinen Gesellschaft gegenüber in das Licht eines erfahrenen Kenners zu setzen bestimmt waren, trug dieser Lebemann wenig zur allgemeinen Unterhaltung bei.

Desto lebhafter plauderte meine indische Sklavin. Sie wußte so lebendig zu schildern, daß ich ihre ganze Wohnung von zwei Zimmern und Küche deutlich vor mir sah, ja sogar den eigentümlichen Duft jungferlicher Kleinbürgerlichkeit, der von selten gelüfteten alten Polstermöbeln, ewiger Flickerei und häufiger Kaffeebereitungen auszugehen pflegt in meiner Nase verspürte. Die Mutter hatte einst bessere Tage gesehen und war eine ziemlich gebildete Frau gewesen, bevor stete Sorgen und niedere Hausarbeit sie abgestumpft hatten, und meine Indierin hatte sehr viel gelernt und gelesen, sehr viel, mehr als sie für ihren Beruf brauchte. Ihr gescheites, freimütiges Geplauder entzückte mich und rührte mich zugleich. Es war nichts darin von den

gewöhnlichen sentimental Klagen, in welche Frauen ihres Schlages auszubrechen pflegen, wenn sie einmal der Zufall an der Festtafel des Lebens in die Nachbarschaft eines Mannes geführt hat, der da oben in den höheren Regionen zu Hause ist; ebensowenig spielte sie die Gleichgültige, die es für eine Schande hält, sich merken zu lassen, wie sehr sie den Ausnahmezustand mit allen Sinnen genießt. Und es war das erste Mal, daß sie ganz losgelöst von der Dürftigkeit ihres häuslichen Lebens, von der Kleinlichkeit ihrer Alltagsorgen und von ihrem engen Pflichtenkreis, ganz ungebunden ihrem Temperament folgen und das Licht ihres Geistes in einer Umgebung leuchten lassen konnte, die es zu würdigen vermochte. Sie klagte nicht über das geisttötende Einerlei ihrer Beschäftigung, sie hatte Selbstachtung genug, um ihren Beruf nicht herabzusehen, sie fühlte sogar warmherzige, mütterliche Sympathie mit all den zumeist durch Liebe nicht verwöhnten Kindern, die sie zu unterrichten hatte. Sie hätte sich offenbar als Lehrerin und Erzieherin ganz glücklich und zufrieden gefühlt, wenn nicht die angeborene

starke Sehnsucht fein organisierter Naturen nach Licht und Freiheit, nach innerer Bereicherung des Denkens und Erkennens ihr das Gemüt bedrückt hätte. Nicht nach üppigem Wohlleben und Müssiggang sehnte sie sich, auch eine Heirat, die ihr ein sorgenfreies Dasein gewährt hätte, schien ihr gleichgültig, obwohl sie bereits 27 Jahre alt war, aber nach freier Bewegung verlangte sie mit ungeduldiger Begierde, in anregendem Verkehr zu leben, große Reisen machen zu können, studieren zu dürfen, was ihr gerade den Geist fesselte, ohne nachzulassen bis sie es sich zum inneren Besitz gemacht — das war ihr Ideal.

»Und solltest Du wirklich keinen finden können, der mit Dir durchgeht und Dir das alles in den Schoß wirft, wonach Du Dich sehnst?« fragte ich.

Darauf lachte sie ungeziert und versetzte, an den Fingern aufzählend: »Erstens einmal bin ich schon ein bißchen alt und gar nicht besonders hübsch; zweitens finden die Leute, die ich zu so etwas brauchen könnte, schwerlich den Wag in unsern hohen Osten, drei Treppen im Hinter-

hause; drittens schätze ich zwar die Tugend als Selbstzweck nicht besonders; aber viertens bin ich zu Hause durchaus nötig, denn meine gute Mutter hat keine Widerstandskraft mehr und läßt alles gehen wie's gehen will. Und meine Schwestern sind gute Kinder, aber sie würden mir den Halt verlieren, wenn ich nicht über sie wachte, denn sie haben zu viel gesehen und erfahren von der Gemeinheit der Weltstadt und haben nicht genug moralische Kraft, um den schmalen, trockenen Pfad durch den Sumpf unbeirrt bis an's Ende zu gehen.«

»Wohin führt dieser Pfad? Was ist das feste Land.«

»Mein Gott, eine vernünftige Ehe natürlich, aber die höchste für ihre Kräfte erreichbare selbstständige Stellung in ihrem Berufe.«

»Und Du selbst. Du Gute, willst Du Dich nicht auch retten auf die trockene Insel einer Vernunftehelike?«

»Eine Vernunftehelike,« gab sie mit Achselzucken zurück, »das würde für mich bedeuten, mein Leben an der Seite eines Spießbürgers zubringen zu müssen – wenn es der Himmel nicht

ganz außergewöhnlich gnädig mit mir meinte. Ich wäre dann noch viel beschränkter als wie jetzt; eine wirkliche Sklavin wäre ich dann, aber ohne goldene Fesseln! Sehen Sie, jetzt habe ich doch immerhin noch meine stillen Freuden, die mir niemand stören kann, an meinen Büchern und an meinen Träumen.«

»Das ist freilich wahr; aber warum nennst Du mich jetzt auf einmal ›Sie‹?«

»Weil wir jetzt Vernunft reden. Aber Du hast recht, mein Herr, die Vernunft gehört nicht ins Festprogramm. Komm wieder hinaus in die Nacht, wir wollen tollen und tanzen, und Du mußt mich noch sehr viel küssen, dann werde ich noch sehr viel Du zu Dir sagen. Ich hätte nicht gedacht, daß das Küssen so schön ist!«

»Und wie rasch Du es gelernt hast!«

»Ja, nicht wahr? Ich glaube, ich bin wirklich nicht talentlos. Und denke Dir, bei Tage bin ich eine ganz unheimlich solide Person, und es giebt gar keinen Mann, der auf den unverschämten Einfall kommen könnte, mich ohne weiteres küssen zu wollen. Siehst Du, das macht alles das Kostüm. Es ist so wonnig, sich zu verkleiden!

Ich meine, jeder Mensch müsse oft Stunden haben, wo er sich bei sich selber langweilt. Das Verkleiden macht einem sich selber interessant und wenn man sich so bei sich einmal recht kostbar amüsiert hat, dann verkehrt man wieder eine ganze Reihe von grauen Alltagen soviel freundlicher und nachsichtiger mit sich selber.«

Ich drückte dem lieben Mädchen unter dem Tische die Hand und dann beeilten wir uns mit dem Austrinken und gingen wieder hinaus, spazierten unter den Büschen und küßten uns und tanzten wie die Rasenden — bis Sonnenaufgang. Noch einmal hatte ich sie in einer dunklen Ecke an mich gepreßt, das schwarzhaarige Köpfchen an meine Schulter gebettet und ihr ins Ohr geflüstert: »Du liebes, liebes Mädel, Du kluges, warmes Geschöpf, Dich könnte ich lieb haben, ich weiß nicht wie lange — aber ich glaube, schon sehr, sehr lange! Werden wir uns denn nicht wiedersehen?«

Ein kleines Weilchen schwieg sie still. Und plötzlich warf sie beide Arme um meinen Hals, klammerte sich an mich und flüsterte heiß: »Ja, ja, ich muß Dich wiedersehen! Ich weiß nicht,

was das ist, ich glaube — ich bin schrecklich verliebt. Lache mich nicht aus — nein? Das darf noch nicht aus sein — es war zu schön!«

»Warum soll es auch aus sein? Du bist ja frei; wer zwingt Dich denn zu verzichten?«

»Nein, ich will auch nicht verzichten, ich will mein Teil haben, ich — ich liebe dich!« Und dabei richtete sie sich auf den Zehen auf und zog meinen Kopf zu sich herab und küßte mich mit wilder Glut. — Wir verabredeten ein Stelldichein für den nächsten Sonntag.

Dann gingen wir nach dem Café Bauer und tranken Kaffee und brockten uns altbackenen Kuchen hinein. Und die Sonne stieg höher und höher. Dabei war es frostig kühl und das glimmern auf den Gläsern und blanken Blechtellern that den Augen weh und die Kellner waren so schmutzig und verschlafen und die schöne indische Sklavin an meiner Seite — ach, du gütiger Himmel! Sie war nicht waschecht. Der braune Ocker der Schminke war ihr vom Gesicht herunter über den Hals und Nacken in den Busen gelaufen, die weiße Haut blinkte durch zwischen den mißfarbenen Rinnsalen, und diese

weiße Haut war sogar mit Sommersprossen bedeckt. Auf ihren Armen sah man die Spuren meiner Finger, und als ich heimlich meine Hände betrachtete, sah ich, daß sie inwendig braun waren. Bei unserer letzten Umarmung waren ihre schönen Augen übergeflossen von Wonnethränen, und diese Thränen hingen noch als dicke, braune Tropfen an ihren Wangen und rund um ihren süßen Mund hatte ich den braunen Ocker in kleine Lämmerwölkchen zusammengeküßt.

Instinktiv griff ich nach meinem Taschentuch und wischte mir den Mund. Ich dachte nicht daran, daß ich vermutlich ebenso übernächtigt, hohläugig und derangiert ausschauen mochte, mit wüsten Haaren und verschwitztem Kragen. Ich sah nur fröstelnd auf meine arme indische Sklavin herab, auf meine verwelkte Lotusblume, meine entblätterte Magnolie. Ich fand auf einmal den Kaffee ungenießbar und schaute nach der Uhr. Die zeigte halb acht. Da drückte ich ihr noch einmal warm die Hand und dann machte ich mich eilig davon und warf mich in eine Droschke.

Du liebes, gutes Mädel mit dem warmen Herzen und dem gescheiten, lebhaften Köpfchen, mit deiner schönen Sehnsucht und deiner stillen Treue; ja, deinesgleichen ist geschaffen zum lieb haben und auch zum glücklich machen, nicht nur für den süßen Rausch einer lärmenden Festnacht.

Wenn ich wüßte, wo der schöne Freigelassene Myron wohnt — die 10,000 Sesterzien zur Aussteuer wollte ich dir gerne schenken, obgleich ich sie augenblicklich selber nicht habe — aber zum Stelldichein am nächsten Sonntag kann ich nicht kommen; nein, das thue ich nicht — deinetwillen nicht! Denn da bist du eine kleine Volksschullehrerin in grauem Kleide und mit Sommersprossen und du hast ein Korsett an und vielleicht gar Zwirnhandschuhe und einen hellen Strohhut mit Blumen, die dir nicht stehen. Und ich würde mich mit Gewalt zwingen müssen, in dir das braune, feurige Hindumädchen mit den großen, glänzenden Gazellenaugen wiederzufinden — und es wird mir trotz aller Mühe doch nicht gelingen, und meine Küsse werden kalt sein und ich würde deinem guten, reichen Her-

zen wehe thun. Das will ich nicht. Laß uns die Erinnerung an die farbentolle süße Nacht treu bewahren in einem festlich gestimmten Herzen, das ist die beste Treue die wir uns halten können. Lebewohl, braunes Mädchen!